

9]

Gyldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Skjoldborg.

Er blickt sie ein Weilschen an. „Dann mach die Tür zu, zum Teufel. „Nolens — nix — pft — fertig!“

Sie schreiet wie eine Wachsfigur zur Tür hinaus.

„Nolens — nix — pft — fertig!“ wiederholt Per und lacht.

„Ja, ja, einer muß wohl kommandieren, wenn's nicht schief gehen soll! — Prost Du!“

„Sens seht sich. „Es ist doch, Gott verdammt mich, heute Sonntag, Per!“

Nachdem die Flasche geleert ist, geht Per — aber nur bis zum gegenüberliegenden Häuschen, wo der große Paul wohnt.

Paul sitzt auf einem Stuhl und versucht, seinem Gesicht ein anderes Aussehen zu geben. Maren steht vor ihm und schilt.

Per fragt, was hier los ist. „Ach — er hat drüben beim Noter gegessen und sich vollgeoffen, der Dummkopf!“

„Aber Maren — hi! — ich bin doch nicht besoffen — so . . .“

„Nein, Du bist nicht besoffen! Stimmt. Du kannst kaum auf Deinen Beinen stehen!“ jagte Maren mit einer gewissen derben Gutmütigkeit.

„Nolens — nix — pft — fertig!“ lacht Per und schlägt mit den Armen um sich.

„Na Du bist also auch nicht nüchtern!“ Maren kraut sich im Haar und blickt von einem zum andern. Per grinst.

„Ja, Du kannst leicht grinsen, aber ich muß sehen, wie ich mit dem großen Menschen da fertig werde!“

„Aber Maren — hi! . . .“ Paul erhebt sich mühsam. Er ist fast noch einmal so groß wie seine Frau.

„Na, Du Kloß! Du sollst nur nicht noch auf den Ofen!“ Sie zupft und pickt an ihm herum wie ein Vogel am Baumstamm.

„Aber Maren — ich bin ja gar nicht ganz be-be-be-offen . . . bin ich?“

„Ob Du bist! Ja, Ihr seid mir nette Brüder!“ Sie stößt ihn und zerrt an ihm herum. „Wär' der Kloß doch nur erst ausgezogen.“

Da steckt Tammes seinen vornübergeneigten Oberkörper mit dem gedrückten, langnasigen Kopf zur Tür herein. Er ist blaß und barhäuptig.

„Nun hat's Amalie — wieder gepackt!“ sagte er atemlos.

„Sie sollte Prügel haben!“ zischte Maren. „Auf ihren bloßen Hintern, das sollte sie. Du bist viel zu geduldig, Tammes!“

Tammes zuckt die in schwerer Arbeit schief gewordenen Schultern und blinzelt mit den Augen.

„Ich habe hier genug mit meinem eigenen zu tun — kannst Du wohl sehen!“ Sie deutet auf Paul, dessen unsichere Blicke Tammes Bild aufzufangen suchen.

Per tut sehr ernsthaft und sagt: „Ich kenne es vom Kloster her. Da war ein Mädchen, die hatte auch solche Krämpfe. Ich gehe mit!“ Er schiebt Tammes halbwegs zur Tür hinaus und wendet sich lächelnd noch einmal um.

„Gut!“ meint Maren im Selbstgespräch — „das wird wohl 'n schöner Doktor werden, der!“

Das Zimmer des Tammes ist gemütlicher als das der anderen. Hier steht sogar eine Kommode mit zwei Porzellanbunden und einer amerikanischen Uhr mit Schlagwerk. Und an der Wand des kleinen Nebenzimmers, zu dem eine Türspalte offensteht, hängen Bilder. Hier sind keine Kinder, das sieht man deutlich.

Im Zimmer herrscht eine glühende Hitze. Amalie liegt auf dem Bett und hinsieht mit den Zähnen.

„Quallererixt frisches Wasser!“ sagt Per und knüpft ihr die Taille auf.

„Ja!“ antwortet Tammes und trippelt zwedlos hin und her.

„Aber direkt aus dem Brunnen!“

Sobald Tammes draußen ist, faßt Per sie an, wie er Weiber anzufassen pflegt, bei denen er sich einschmeicheln will.

Amalie schlägt die Augen auf; sie sind dunkel und glänzend. Ihr prachtvolles Haar hat sich gelöst. Im ersten Augenblick ist sie schön, aber Per nimmt sie sanft in seine starken Arme. Sie schaut die junge, kräftige Gestalt an, wie sie sich über sie beugt mit dem dreisten Blick unter den zusammengewachsenen Brauen, so grundverschieden von dem furchtamen, zahmen Ausdruck ihres Mannes — und sie lächelt.

Er küßt sie.

Das Ganze vollzieht sich mit blickartiger Geschwindigkeit. Wie Tammes mit dem Wasser erscheint, schließt sie die Augen. Amalie erholt sich gleich. Sie leuchtet nur noch etwas, während sie umhergeht und Kleinigkeiten im Zimmer ordnet. Ueber ihrer Gestalt liegt etwas Feines, als bliebe sie von Arbeit verschont.

Per muß dableiben und mit ihnen Kaffee trinken. Beim Fortgehen dankt ihm Tammes herzlich.

„Ach nein — ich danke selber. Das ist ja so ein Zufall. Und sollte es wieder vorkommen, dann . . . schick nur nach mir!“

Als Per um die Hausecke geht, lacht er vor sich hin und tritt mit seinen neuen Stiefeln so derb in den Straßenschmutz, daß er hoch aufspritzt.

Dann pfeift er sein Lieblingslied:

„Wer seinem König dienen kann
Voll Tüchtigkeit und Mut . . .“

Er kommt an Jakobus Wohnung vorüber und auch hier muß er hineinschauen.

Singend tritt er zur Tür herein. Jakobus, der ausgestreckt auf dem Bette liegt, blickt auf.

„Du bist wohl in der Stadt gewesen, Per!“

„Samohl — und nun hab ich den Kontrakt unterschrieben!“

„Das war vernünftig, Per!“ Jakobus erhebt sich und entfernt Daunnen und Strohhalme, die in Löchern und Flicken seiner Kleidung hängen geblieben sind. Dann wirft er sich in die Brust. „Ja, man hat sein Gewisses — und Wohnung und Feuerung!“ sagt er, als bekleide er ein wichtiges Amt. Und der kleine, runde Kopf wackelt hin und her.

Per steht da, als wolle er wieder fort. Es ist eine Unruhe über ihn gekommen, als müsse er irgendetwas erleben. Er will überall hinein und hat doch nirgends etwas zu tun.

Doch da fängt Volette an, ihr Mundwerk laufen zu lassen: „Nun hat Sophie wohl endlich den Dreck aus der Wohnung rausgefriert, nach diesem Saumensch von Weib, das Rutscher Niels hat . . . Daß so eine drei Jahre auf dem Schlosse gedient hat — na, sie gehört ja zu denen, die schön tun und sich einschmeicheln können, wenn sie wollen. Aber eiee Sau wie die gibt es wohl nicht in den nächsten acht Pastoren und zehn Gemeinden — ohje! — Gott sei Dank, nun sind wir sie los! Und nun kann sie ja im alten Forsthaufe herumschweinigen, so viel sie will; wir andern brauchen es wenigstens nicht mehr mit anzusehen.“

Wie um ihren eigenen Reinlichkeitstrieb zu veranschaulichen, ergreift Volette einen Hühnerflügel und legt damit die Ofenplatte, daß Staub und Asche sie wie eine Nebelwolke einhüllen. Unwollt von dieser Wolke, die Hände in die Seiten gestemmt, fährt sie fort: „Und stehlen, das konnte sie auch. Du weißt es ja. Wie ein Habel! Doch dabei hoch heraus . . . Ihr Mann ist ja Materialkutscher, als ob das etwas Besonderes wäre — ha! Aber unsereiner kann sich kaum neben ihr blicken lassen! Und dann dies Mundwerk! Immer das letzte Wort — immer die Klügste, und dabei ist es so bettelarm, das Volk. Und nicht einmal ihre eigenen Strümpfe möchte sie stopfen.“

„Nolens — nix — pft — fertig!“ fällt ihr Per in die Rede und lacht übers ganze Gesicht.

Einen Augenblick hält sie inne, wie wenn ein Wagen in voller Fahrt auf ein Hindernis stößt. Doch sie holt nur tief Atem, während sie ihn anblickt und fährt dann weiter fort: „Armer Mann, der mit so einem Weilschen sich rumischleppen muß. Und sie war es ja auch gar nicht, die er eigentlich haben wollte. Stehlen tut sie und stehlen muß sie, und wäre die Gnädige nicht so gut, wie sie ist, dann lähe sie jetzt im Buchhaufe, so wahr ich hier als Sünder vor Gott stehe.“

Blötzlich wird Bolette von einem von draußen hereinbringenden Geräusch unterbrochen. Alle lauschen.

„Gott im Himmel, was ist denn das!“ sie stürzt hinaus, den Gühnerflügel in der Hand.

Es ist des roten Jenz' Peter, der Jakobus' Schwein herausgelassen hat. In Peters Heim ist der Schweinestall schon seit undenklichen Zeiten leer gewesen, darum ist er hingegangen, um Jakobus' Schwein mit einem Stod zu krauen, und zu öffnen.

Nun fährt das Tier hin und her zwischen Kisten, Eimern und den andern Dingen, die in den kleinen Höfen umher stehen. Wo immer das Schwein erscheint, halten die Kinder im Spielen und Weinen inne, verfolgen es, umschwärmen es, schließen sich fester und fester um das Tier zusammen, gleich einem Bienenschwarm, der sich im Fliegen um einen Weidenzweig sammelt.

Und sie fuchteln mit den Armen, kreischen und schreien, fallen, erheben sich und stolpern weiter, das Schwein immer voran, die Kinder hinterdrein und zuletzt Bolette, die drohend den Gühnerflügel schwingt.

Das Kreischen ihrer Stimme übertönt zuweilen das brausende Geräusch der Aufe, Schreie und Nachschalben.

Sin und her geht die wilde Jagd zwischen den Gylsholmer Kätnerhäusern. Die Frauen stürzen aus den Türen. Die Männer erwachen aus ihrem Sonntagnachmittagschlaf, kommen ans Licht, blinzeln und schütteln sich. Krän Sows, Niels, Klein-Lasse, Palle . . .

Es wimmelt von Menschen vor den Häusern und nur die Säuglinge bleiben zurück in den leeren Stuben.

Doch jetzt zeigt sich etwas, das die laute Fröhlichkeit hämpt, genau so, wie wenn der Schulmeister in die Klasse tritt.

Oben auf dem Wege erscheint ein geschlossener Wagen. Er ist mit zwei mausgrauen Pferden bespannt. Es ist der Jägermeister des Klosters Sörig. In der Ferne erblickt man noch zwei geschlossene Wagen. Auf dem Schlosse ist Mittagsgesellschaft.

Das Schwein wird eingefangen. Die Kinder werden zur Ruhe ermahnt und in den Hintergrund gejagt. Die Frauen halten Ausguck hinter den Türen. Die Männer stellen sich an die Ecken der Häuser oder fangen an, an diesem oder jenem herumzubasteln.

Und sie ziehen die Mäßen sehr tief, als die mausgrauen Pferde gerade vor ihnen sind. (Fortf. folgt.)

Amerikanische Reiseskizzen.

[Schluß] Von Philipp Scheidemann.

Der Massenmord in Chicago.

Zu den interessantesten amerikanischen Städten, die ich gesehen, gehört Chicago. Von der Größe dieser Stadt kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß Berlin etwa 65 Quadratkilometer in Anspruch nimmt, Chicago aber 495. Die Michigan-Avenue am gleichnamigen See, eine Prachtstraße Chicagos, ist nicht weniger als 35 Kilometer lang!

Von den vielen Denkwürdigkeiten, die Chicago aufzuweisen hat, nenne ich nur das Denkmal, das auf einem sehr gut gepflegten Wald-Friedhof den vor mehreren Jahrzehnten hingerichteten Anarchisten errichtet worden ist. Das Denkmal darf als ein ganz hervorragendes Kunstwerk bezeichnet werden. Auf einem hohen Sockel liegt ein toter Arbeiter, neben dem stolz erhobenen Hauptes ein ebenso jugendschönes wie energisches Weib steht und hellseherisch in die Ferne weist. Das Denkmal, aus Bronze gegossen, ist von ergreifender Schönheit.

Die berühmtesten Sehenswürdigkeiten Chicagos sind die sogenannten Stodhards, die Schlacht- und Viehhöfe. Die bekanntesten sind die der Firmen Armour und Swift. Jede dieser Firmen beschäftigt an die 20 000 Arbeiter, deren Tätigkeit im Töten und Zubereiten von Hammeln, Käibern, Schweinen und Rindern besteht. Ich habe die Armourschen Unternehmungen besucht. Es ist schwer, die Arbeit, die da geleistet wird, zu beschreiben. Ich will es trotzdem versuchen. Man stelle sich vor, daß Tausende von Arbeitern nebeneinander stehen, durch viele Säle und Höfe hindurch. Jeder dieser Arbeiter hält ein Instrument in Händen, mit dem er tagaus, tagein nur einen einzigen Schlag, Stich oder Schnitt zu vollführen hat. Und vor diesen Menschen wird in immer gleichem Tempo ein Tier hinter dem andern auf einer sinnreich konstruierten Bahn vorbeigeführt. An jedem Tier macht jeder Mann immer nur die eine Manipulation.

Ich will von der Schweinefleischfäcterei sprechen. Die Geschichte fängt so an: In einen Pferch innerhalb der Anlage wird ein Schwein nach dem andern getrieben. Ein Mann legt jedem Schwein eine Par. schlinge um das linke Hinterbein. An einem

etwa fünf bis sechs Meter Durchmesser haltenden massiven Rad, das sich in immer gleichem Tempo dreht — nach Art der sogenannten russischen Schaufeln — befinden sich vier Haken. An den der Erde naheliegenden Haken wird stets die Schlinge, von der ich soeben sprach, befestigt, so daß ohne Unterbrechung immer vier Schweine mit dem Kopf nach unten durch die Luft gedreht werden. Rechts von dem Rade steht ein Mann, der dem ihm naheliegenden Tier einen Stoß gibt, so daß es auf eine Schiene gleitet, auf der es einen Meter weiter seinem Mörder vor das Messer kommt. Der Mann sticht das Schwein in das Herz; er hat kaum Zeit, das Messer herauszuziehen und am Stahle zu schärfen, da ist das erstochene Schwein schon weiter geleitet, ein neues hängt vor ihm, um den tödlichen Stich zu erwarten. So gehen in endloser Reihe die Tiere von Mann zu Mann weiter. Wenn sie etwa zehn Meter weiter befördert und die Bäuche bis dahin schon gänzlich aufgeschliffen sind, kommen die Kopfschnitte. Der eine schneidet mit einem einzigen Hieb die rechte Halsseite ein, der nächste die linke. So kommen die Tiere schließlich in nahezu vollständig zerlegtem Zustande, obwohl noch alle Organe zusammenhängen, vor eine Reihe von Tierärzten. Der eine läßt seinen Blick prüfend über das ganze Tier schweifen, um eine Markierung anzubringen, wenn das Tier ihm irgendwie verdächtig erscheint. Der zweite schaut schon nach einem bestimmten Körperteil, der dritte nach einem weiteren. Der vierte schneidet ein bestimmtes Organ bzw. eine bestimmte Muskelpartie heraus, die dann von anderen Tierärzten mikroskopisch untersucht wird. So werden die Tiere auf das gewissenhafteste geprüft. Bei dem geringsten Bedenken werden die Tiere mit Merkmalen versehen und bei der nächsten „Weiche“ von der Hauptschiene auf ein Nebengleis abgeschoben. Von da aus geht dann das Schwein noch einmal in gründliche Spezialuntersuchung. Zum Genuß untaugliche Tiere werden zu Seife eingelocht.

Interessant ist auch die Art und Weise, wie die Vorsten von den Schweinen rasiert werden. Alle dazu bestimmten Männer machen stets nur die ihnen vorgeschriebenen Striche. Da die Vorsten an bestimmten Stellen, so in den Höhlen zwischen Körper und Weinen, in der kurzen Spanne Zeit, die sie vor dem betreffenden Manne hängen, nicht mit dem Messer beseitigt werden können, so werden die Vorsten an diesen Stellen mit einer Stochflamme abgefangt.

So kann man stundenlang mit den Tieren gehen, bis man schließlich sieht, wie sie als Wurst verpackt oder als Seife eingelocht werden. Die Herstellung der bleichernen Konservendbüchsen geschieht im selben Betriebe, ebenso die Herstellung der Holzgefäße für Schmalz und Seife. Das Abwiegen erfolgt automatisch. Ist das vorgeschriebene Gewicht an Schmalz in der Wüchse oder an Seife im Holzfaß, dann hört der Zufluß von selbst auf. Der Angestellte, der mich durch den in allen seinen technischen Einrichtungen geradezu wunderbaren Betrieb geführt hat, erzählte mir, daß der Mann, der den Schweinen den tödlichen Stich beibringen hat, seit mehr als dreißig Jahren Tag für Tag, Sonntags ausgenommen, durchschnittlich 15 000 Schweine tötet!

Der Geruch des warmen Blutes und des frischen Fleisches stellt allerlei Anforderungen an die Nerven der Besucher. Dieser Schrei der Schweine ist übrigens wirklich das einzige, was in den Stodhards nicht verwertet wird — wenigstens bis jetzt nicht. Zwei Tage lang nach dem Besuche dieser Riesenschlächtereie vermochte ich keinen Bissen Fleisch zu verzehren.

In Colorado.

Ich müßte ein dickes Buch schreiben, wenn ich auch nur einen wesentlichen Teil dessen aufzählen wollte, was ich in Amerika für mich Bemerkenswertes gesehen habe. Davon kann keine Rede sein. Deshalb müssen die Leser im Fluge mit mir durch Pennsylvania, Ohio, Michigan, Indiana, Wisconsin, Illinois, Iowa und Nebraska nach Colorado eilen, damit wir auf dem schnellsten Wege über Kansas, Missouri, Kentucky, Tennessee und Virginia wieder an den Atlantik gelangen.

Ich war abends in Chicago in den Pullmannwagen gestiegen, fuhr die Nacht durch, den ganzen anderen Tag, mit einer Unterbrechung in Kansas-City, und fuhr noch eine weitere Nacht im gleichen Wagen, bis ich endlich nach nahezu 36stündiger Fahrt in Denver (Colorado) ankam.

Von allen Städten Amerikas hat Denver mir am besten gefallen. Es ist freundlicher gebaut als die meisten Städte, die ich gesehen, und liegt 1600 Meter über dem Meerespiegel. Dieser Umstand war es wohl auch, der mir die Stadt besonders sympathisch machte. Kaum vier Stunden vom Felsengebirge, den Rocky Mountains, gelegen, war es für mich schon bei Antritt der Reise ganz selbstverständlich, daß ich da irgendeine Kragelei würde unternehmen können. Auf die von mir geplante Tour mußte ich freilich verzichten, weil ungeheure Schneemassen bis tief unten im Tale lagen, so daß die Zufuhrbahnen ihren Betrieb hatten einstellen müssen. Zu vielstündiger Talwanderung im Schnee fehlte mir die Zeit. So machte ich denn in Begleitung einiger Genossen, denen mein Beginnen zunächst sehr verrückt vorgekommen ist, einige Touren, von denen hier wenigstens eine kleine Episode erzählt sei.

Wir fuhren mit der Bahn so weit es möglich war und stiegen dann führerlos und des Weges vollkommen unkundig in den „Garten der Riesen und roten Felsen“ hinauf. Es ist das ein

Gebiet, das eine geradezu unvorstellbare Reichlichkeit mit manchen Teilen der Dolomiten aufweist. Inbetracht, ohne alle Vorberge, steigen gewaltige rote Felsen vor uns auf. Keine Spur von Weg, aber überall Schnee in kolossalen Massen. Dabei war es vollkommen windstill und warm.

Wir waren etwa zwei Stunden lang unter großer Anstrengung allmählich aufgestiegen, einem Gipfel entgegen, der mir erreichbar schien, als wir plötzlich, etwa 100 Meter über uns, ein kleines Gerüst sahen; wir waren also auf einer „richtigen“ Fährte. Wir erreichten nach etwa einstündigem weiteren Aufstieg ein kleines hölzernes Verdeck über einem Fußboden, der, wie sich mit absoluter Gewißheit herausstellte, im Sommer von naturfreundigen Menschen aufgesucht und — betanzt wird; denn hier oben (nach meiner Schätzung etwa 2200 Meter hoch) stand, einzig und allein geschützt durch das hölzerne Dach, ein alter Blüthner-Flügel! Echt amerikanisch!

Von diesem Plateau aus konnten wir nun einen mit einem kleinen Geländer versehenen Gipfel erkennen, den wir dann auch nach weiterem einstündigem anstrengenden Aufstieg glücklich erreichten. Im Sommer ist die Tour gewiß sehr leicht, uns wurde sie wesentlich schwerer, weil wir nicht nur stundenlang im Schnee waten, sondern zum Schluß auch noch eine vollständig vereiste Leiteranlage in einer laminartigen Höhle bewältigen mußten.

Hoch befriedigt von der herrlichen Tour waren wir spät abends nach Denver zurückgekehrt. Wir waren noch keine fünf Minuten vom Bahnhof entfernt, als wir Zeugen einer sehr aufregenden Szene wurden. Es war soeben gelungen, einen Menschen festzunehmen, der an mehreren vorausgegangenen Abenden mit dem Revolver in der Faust in den Straßenbahnwagen gesprungen war und die Passagiere gebrandschaftet hatte. Ein Komplize des Wiedermannes war vor einigen Tagen von einem Passagier in der Straßenbahn niedergeschossen worden.

Wenige Minuten weiter in die Stadt hinein stauten sich vor einem Laden große Menschenmassen; aus gutem Grunde. In dem Schaufenster hatten die streikenden Bergleute ein Zelt aufgestellt, das von nicht weniger als 147 Flintenschüssen durchlöchert war. Die Grubenbesitzer hatten die streikenden Arbeiter aus den „Wohlfahrtsheimern“ getrieben und dadurch viele Hunderte Arbeiterfamilien gezwungen, im Gebirge Zelte zu beziehen. Die Pinkertons der Minenbesitzer hatten dann die Bergleute in der niederträchtigsten Weise ausgepeinigt. Die aber waren nicht unbereit, und da sie ihre Pappenheimer von früheren Kämpfen her kannten, hatten auch sie längst für Waffen gesorgt. In heftigen Kämpfen, die vier Tage und vier Nächte dauerten, waren auf beiden Seiten mehr als dreißig Menschen erschossen worden. Die Bergleute waren, wie bereits bemerkt, die Provokierten gewesen. Auf sie und ihre Familien war zuerst ohne jeden Grund geschossen worden. Aus einem Maschinengewehr, das auf einem Auto montiert war, war das Zeltlager der Bergleute beschossen worden, bevor die Streikenden auch nur einen einzigen Schuß abgegeben hatten.

In Colorado fängt Wild-West an. Da ist es schon gut, wenn man ein Schießisen zur Hand hat.

Am Mississippi.

Der Rückweg führte mich auch nach St. Louis, wo viele Deutsche wohnen. Der Mississippi ist bei St. Louis 1070 Meter breit. Etwa sechs Stunden von St. Louis entfernt mündet der Missouri in den Mississippi. An einem wunderbar schönen Vormittag sind wir im Auto am Ufer des Mississippi entlang bis zur Mündung des Missouri gefahren. Zwei Pannen, die wir auf der Fahrt erlitten, gewährten uns hinreichend Zeit, die Schönheiten der Landschaft in Ruhe zu genießen. Wenn ich von landschaftlicher Schönheit spreche, so will ich ausdrücklich betonen, daß ich viele Naturschönheiten in den Vereinigten Staaten gesehen habe, aber nichts, das ich eintauschen möchte gegen unsern Rhein, den Garz, den Thüringer Wald, den Schwarzwald oder die deutschen Alpen. Wir haben keinen Mississippi, keinen Strom, der sich mit ihm messen könnte. Aber der Mississippi hat keine Ufer wie der Rhein, keine rebenbewachsenen Berge und keine sagenumwobenen Ruinen. Es fehlte uns am Mississippi nicht an Zeit, um in Jugenderinnerungen zu schwelgen. Wem kämen am Ufer dieses Stromes nicht die „schönen“ Indianergeschichten ins Gedächtnis, die wir wohl ausnahmslos mit Heißhunger verschlungen haben. Wer würde am Ufer des Mississippi nicht aller der „Haltenaugen“ und ähnlicher indianischer Helden gedenken, die wir mit Spannung und pochendem Herzen auf ihren Kriegspfaden begleitet haben! O tempora, o mores! Eine alte, offenbar von Gift und Pockagra geplagte Indianerin habe ich in der Zeit von zwei Monaten zu Gesicht bekommen. Die Indianer sind bekanntlich jetzt in Reservaten angesiedelt worden.

Von St. Louis führten mich Verpflichtungen nach Springfield (Illinois). Hier stattete ich dem Grabdenkmal Abraham Lincolns einen Besuch ab. Es besteht aus einem riesigen Obelisken mit allerlei Bronzegruppen, die amerikanische Freiheitskrieger darstellen. In einem Parterrezimmer ist ein Museum untergebracht, das zahllose Erinnerungen an den bei den Amerikanern in gutem Gedächtnis weiterlebenden Präsidenten birgt.

Die Heimkehr.

Ueber Baltimore, Washington und Philadelphia ging es nach New York zurück. Hochbefriedigt von dem, was ich gesehen und

gehört, langte ich wieder im Greater New York an. Ich hatte im dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten die ungeheuren Schwierigkeiten kennen gelernt, mit denen unsere amerikanischen Genossen zu kämpfen haben, hatte aber als erfreuliche Tatsache konstatieren können, daß es überall vorwärts geht, daß überall pflichteifrige Genossen unermüdet und zielklar an der Arbeit sind. Unsere amerikanischen Freunde stehen auf Posten, die schwierig sind und deshalb den ganzen Mann erfordern.

In einem Abschiedsartikel, den ich für die New Yorker „Volkszeitung“ geschrieben habe, skizzierte ich auch die Aufgaben, die mir gestellt worden waren, und die Art und Weise, wie ich bemüht gewesen bin, sie zu lösen:

„Ich habe in meinen Vorträgen die Art des Klassenkampfes geschildert, wie er von der deutschen Arbeiterschaft geführt wird. Dabei habe ich stets betont, daß ich nicht daran denke, die schablonenhafte Uebersetzung einer Methode, die sich in einem bestimmten Lande glänzend bewährt hat und weiter bewahren wird, auf ein anderes Land zu empfehlen. Da der Syndikalismus aber überall, wo er sich bemerkbar gemacht hat, nur Unheil für die Arbeiterorganisationen angerichtet hat und meines Erachtens auch niemals anderes wird zu Tage fördern können, so habe ich ihn in der schärfsten Weise bekämpft. Ebenso entschieden habe ich mich gewandt gegen den Opportunismus, der in Frankreich und Italien sich bis zum Ministerpiel ausgewachsen und unserer Bewegung die schwersten Wunden geschlagen hat. Wir haben es da, wie ich auseinandersetzte, mit zwei Extremen zu tun, von denen das eine, wie mir scheint, immer die Reaktion auf das andere ist. Die Klassenbewußte Arbeiterschaft soll also den „Anfängen widerstehen“ — principis obsta! Gegen die amerikanische Spezialität der „Schwanzpolitik“ brauchte ich nirgends schweres Geschütz ins Treffen zu führen. Die Methode, die Arbeiterschaft von der Bewältigung eigener sozialistischer Klassenpolitik fernzuhalten, um sie dann den kapitalistischen Parteien — Demokraten oder Republikanern — als Wähler zuzutreiben, ist so ungeheuerlich, daß man sie nur zu schildern braucht, um jeden verständigen Menschen zu ihrem entschiedenen Gegner zu machen. Meine Propaganda gipfelte also in diesen Forderungen: Erziehung des Proletariats zum Klassenbewußtsein und zum Klassenkampf; demgemäß eigene sozialistische Klassenpolitik; Ausnützung aller politischen Rechte, also selbstverständlich auch Teilnahme an den Wahlen zu allen gesetzgebenden Körperschaften; jeder Sozialist muß für die Gewerkschaften, jedes Gewerkschaftsmitglied für die sozialistische Partei gewonnen werden.“

Die ganze Tour wird von den amerikanischen Genossen als erfolgreich bezeichnet. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß jede der 30 öffentlichen Versammlungen, in denen ich gesprochen habe, von durchschnittlich 780 Männern und Frauen besucht worden sind, dann wird jeder, der Land und Leute auch nur einigermaßen kennt, zugesehen müssen, daß dieser Massenbesuch schon für sich allein einen großen Erfolg darstellt. Die amerikanischen Genossen wollen nach den bisherigen Erfahrungen von nun ab in jedem Jahre einen deutschen Genossen für eine größere Tour zu gewinnen suchen.

Die Sonne stand hoch am Himmel, als mir eine größere Anzahl von Genossinnen und Genossen das Geleit an Bord des Lloyd-Dampfers in New York gab.

Drei Tage lang war dem stolzen Schiffe der Wettergott günstig gestimmt, dann aber legte er seine Stirn in Falten und peitschte verärgert das Meer auf. Wir ließen uns Vorbauten an den Betten anbringen, damit wir des Nachts nicht aus dem Lager geworfen wurden. Viele sah man von da ab an Bord, die nicht mehr zu sehen waren. Im Speisesaal wurde manches Gedeck aufgelegt, ohne daß es benutzt worden wäre. Unsere Tischgemeinschaft erwies sich als feste. Fröhlich und guter Dinge verbrachten wir drei „bewegliche“ Tage; dann aber nahmen Wind und Wellen wieder Verunft an. Und stolz wie ein Held, dem nichts geschehen kann, ließ unser schönes Schiff in Bremerhaven ein.

Kleines Feuilleton.

Der fünfundsiebenzigjährige Eiffelturm. Der Eiffelturm in Paris, der jetzt das Zentrum der drahtlosen Telegraphie geworden ist, kann demnächst ein Jubiläum feiern: am 2. April werden 25 Jahre verflossen sein seit dem Tage, an dem auf dem Riesenturm zum Zeichen der Vollendung der Bauarbeiten die Fahne der Republik gehißt wurde. Bei dieser Gelegenheit fand auf der ersten Plattform des Turms, wo etwa zweihundert Personen versammelt waren, eine kleine Feier statt. „Etwa zwölf Personen“ heißt es in einem Zeitungsbericht aus jener Zeit, „hatten den Mut, bis zur dritten Plattform emporzusteigen.“ Unter dem Turm saßen dreihundert Arbeiter in Arbeitskleidung und frühstückten. Der Turm, ein Werk des Ingenieurs Eiffel, der sich vorher schon durch beachtenswerte Arbeiten hervorgetan hatte, war in Liedern besungen, verspottet, kritisiert und getadelt worden. Man sagte, daß er das Stadtbild von Paris verunzieren werde, da er einfach scheußlich sei; im übrigen, so sagte man, werde er nie vollendet werden. Einen Monat vor der Eröffnung der Weltausstellung von 1889 stand der Turm fertig da. Er sollte zum

Hauptanziehungspunkt der Ausstellung werden. Als am 16. Mai 1889 der Präsident Carnot, die Minister und die ganze Festgesellschaft das Marsfeld betreten und der Turm, der trotz seiner Riesenhaftigkeit geradezu schlank und zierlich ausfiel, vor ihnen auftrat, entrang sich allen ein einziger Schrei der Bewunderung. Alle Besucher der Ausstellung wollten den Turm gesehen haben, und man schickte von seiner Spitze Ansichtspostkarten mit dem Bilde des Turmes in die ganze Welt hinaus. Als am 6. November die Ausstellung geschlossen wurde, wurde der Turm festlich beleuchtet, und von seiner dritten Plattform aus verkündete ein Kanonenschuß das Ende der großen Schau. Seitdem ist der Turm ständig Gegenstand der Neugier der Paris besuchenden Fremden geblieben. Vor einiger Zeit wurde er in eine Station für drahtlose Telegraphie umgewandelt. Zweimal täglich wird von hier aus den auf dem Meere befindlichen Schiffen die richtige Tageszeit übermittelt; man hat von hier aus auch telegraphische Verbindung mit Frankreichs Kolonien in Afrika.

Der Eiffelturm ist 300 Meter hoch. Der bis zur ersten Etage reichende Unterbau hat die Form einer vierseitigen abgekürzten Pyramide, deren Grundfläche ein Quadrat von 120,22 Meter Seitenlänge darstellt. An den vier Ecken dieser Grundfläche erheben sich in Form von großen „Elefantensfüßen“ aus Flach- und Winkelseifen konstruierte Pfeiler, die oben in einem Kreuzgewölbe zusammenlaufen, das die erste Plattform, 57,83 Meter über dem Boden, trägt. Die Plattform bildet ein Quadrat von 65 Meter Seitenlänge. Der mit Skulpturen und Malereien geschmückte Raum dient als Restaurant. Ganz ähnlich, nur mit feiler aufsteigenden Giebeln, ist auch die abgekürzte Pyramide der zweiten Etage konstruiert. Der Fußboden dieser letzteren liegt 115,73 Meter über der Erde. Diese zweite Plattform hat 80 Meter Quadratfläche. Von hier ab nähern sich die vier Pfeiler mehr und mehr und verschmelzen in 100 Meter Höhe zu einem einzigen, der das dritte Stockwerk (276,13 Meter hoch) trägt. Dieses hat eine Quadratfläche von 16,50 Meter und besitzt vier vorspringende Balkons, von denen aus man eine Aussicht von 140 Kilometer Weite genießt. Zur Besteigung des Turmes dienen bequeme Treppen mit zahlreichen Podesten. Die Zahl der Stufen bis zur Spitze beträgt 1792. Der Bau des Eiffelturmes dauerte vom 28. Januar 1887 bis zum 31. März 1889. Die Baukosten betragen 6 500 000 Frank. Sehr wertvoll erwies sich der Turm als Observatorium zu wissenschaftlichen Versuchen (Fallgeschwindigkeit, Luftwiderstand, Elastizitätsgesetze, Gas- und Dampfkompression, Pendelschwingung, Umdehnung der Erde usw.) und zu meteorologischen Beobachtungen.

Literarisches.

Bücher von Meerfahrern und Auswandern. „Abenteuer aus vier Jahrhunderten“ hat Vendig Ebbell, ein norwegischer Schriftsteller, unter dem Titel Nordwärts zusammengefaßt und D. v. Harling hat sie nunmehr in deutscher Uebersetzung (bei Georg Meierburger, Leipzig) herausgebracht. Ebbell entrollt in plastischer Anschaulichkeit Einzelbilder großer Entdeckungsfahrten. Von John und Sebastian Cabot, von Nicolo de Conti, den Brüdern Cortereal hören wir und von Cartier, Vasco de Gama und Kolumbus. Hoffen sie west-, ost- oder südwärts Land zu finden, so sehen wir wieder andere nordwärts steuern. Es sind: Willoughby, Chancellor und Deerfouth, Stefan Burrough, Martin Probitser, John Davis, Willem Barentz, Henry Hudson und Vajsin, Jens Munk, James Cook, Kapitän Clark, Vitus Behring und Ticheljuskin. Im 19. Jahrhundert wurden die größten Expeditionen unternommen, die bedeutendsten Entdeckungen gemacht. An John Moß, Leutnant Parry muß man denken, oder an John Franklin. Auf Dahes Polarfahrt folgte die deutsche Expedition unter Koldewey, die österreichische unter Payer, die der Engländer Hall, Nares und Markham, dann Nordenfjöld, des südlichen Schweden. Gleich nach ihm zog der Amerikaner De Long, später sein Landsmann Greeley hinaus. Beide Expeditionen sind verschollen. Die neuen Helden heißen Fritzof Ransen, Robert Peary, Otto Sverdrup, Ingenieur Andree, der erste und einzige bisher, der eine Ballonfahrt nach dem Nordpol unternahm, aber zugrunde ging. Roald Amundsen, Knud Rasmussen, Einar Mikkelsen, Scott, Strang sind die letzten. Und immer neue Expeditionen wird der Bagemut und Fortschreifer in das Land des ewigen Eises senden.

Der schwedische Erzähler John William Nylander kennen die Leser des „Vorwärts“ aus einigen seiner früheren See- u. U- geschichten. Jetzt liegt uns (gleichfalls bei Georg Meierburger, Leipzig) deren dritte Folge vor. „Signal P. H.“ benennt Nylander nach der Eingangserzählung dies Buch. Was bedeutet das in der Signalsprache aller Seefahrer? „P. H. — P. H.“? Hier haben wir's: „Probiant zu Ende. Wir hungern.“ Nicht sämtliche der zehn Erzählungen aus dem Seemannsleben sind auf diesen Schreckenshintergrund gestimmt. Lustiges, Urtomisches, Urvölkisches wechselt ab mit tragischen Erlebnissen. Zum mindesten spielt der Aberglaube, wie er bei Wasserratten üblich ist, eine bemerkenswerte Rolle. Daß die Geschichten künstlerisch gleichwertig sind, läßt sich zwar nicht behaupten; aber wie frische salzige Seebrise liegt Nylanderses FabulierGedane über allen.

Ein seltsames Buch bietet Karl Larsen mit seinem Arzwandererschicksalen „Die in die Fremde zogen“ (Erich Reiß Verlag Berlin), das A. F. Cohn aus dem Dänischen übersezt hat. Die zu

chronologischen Schilderungen zusammengestellten Briefe rühren von drei dänischen Auswanderern aus Amerika an ihre Angehörigen im Heimatlande zwischen 1872—1912. Larsen hat innerhalb eines zweieinhalbjährigen Zeitraums an 80 Tagebücher und über 8000 Briefe von Europamüden zusammengebracht. Ihr faktischer Wert als Materialienhäufung über Erlebnisse und örtliche Zustände in Amerika ist zweifellos; nicht minder bieten sie dem Kulturforscher und Psychologen tiefe Einblicke in die geistige wie seelische Verfassung ihrer Schreiber. Und man wird mit dem Uebersetzer völlig einer Meinung sein, wenn er in einem instruktiven Nachwort sagt: Diese Briefe von „Namenlosen“ — in rein literarischem Sinne gedacht — seien das Leben selber. „Die Masse selbst in ihren zahllosen Kategorien der Gantierung, des Erwerbes, der Ansfähigkeit oder Beweglichkeit meldet sich nunmehr zum Wort. Die undüsterste Legende von der übermenschlichen Persönlichkeit, mit der die Psychologie die letzten Opfer eines sublimierten Götzendienstes verrichtete, weicht dem aufdämmernden Gefühl menschlicher Solidarität auch auf diesem Felde.“ Und auch darin wird man A. F. Cohn beipflichten dürfen, wenn er meint: Nicht bloß die Dichtung könnte aus solchem Briefmaterial Vorteil ziehen, sondern gerade all die soziologischen Disziplinen, die bisher nur an der Außenseite schematisieren und zählen konnten, gewonnen nun auch einen Einblick in den inneren Mechanismus ihrer Phänomene, für den die exakten Methoden nicht zureichten. Für die Ethnologie und Massenlehre, soweit sie sich bisher an psychologische Grundlegung genügen ließen, ergäben sich gleichfalls psychologische Daten, welche derartige Umbildungen durch Veränderung von Klima und Wirtschaftsform hervorgerufen. In Deutschland speziell träte zu dem internationalen Kapitel der amerikanischen Auswanderung das der Besiedelung unserer eigenen überseeischen Kolonien. Eine Briefliteratur der aus dem Osten des Reiches in den Westen abwandernden Landbevölkerung wäre für die wirtschaftliche Umwandlung vom Industrie- zum Agrarstaat und für die Psychologie der davon Betroffenen von größter Bedeutung. e. k.

Heilkunde.

Das Problem der Krebskrankheit. Nach Versuchen von Fibiger in Kopenhagen ist es erwiesen, daß bei gewissen Ratten ein fremder Eindringling, ein zur Gattung Spiroptera gehörender Mundwurm die Ursache von Krebserkrankungen war. Zum erstmal ist es dem Gelehrten auch gelungen, im Experiment auf Grund vorher bestimmter Bedingungen Krebs am Tier (auch an weißen Mäusen) zu erzeugen. Damit rückt unsere Krebsforschung in ein neues Stadium. Wir haben jetzt endlich einmal nach so vielen fruchtlosen Bemühungen etwas Ermutigendes, endlich ein Fundament, auf dem sich weiterbauen läßt. Natürlich drängt sich, wie Dr. Decker in „Nosmos-Handweiser“ schreibt, die Frage auf: Entsteht so auch der Menschenkrebs? Ist auch hier ein solcher Wurm im Spiel? Darauf müssen wir antworten: Nein! Dieser Wurm hätte bei der anhaltend eifrigen Beschäftigung mit dem Krebs, hätte bei den vielen tausend wissenschaftlichen Beobachtungen und Untersuchungen der Geschwülste nicht verborgen bleiben können. Aber es fällt uns jetzt ein, daß mehrfach behauptet wurde, daß bei Patienten, in deren Blut der Bilharzia-Wurm schmarotzt, auffallend häufig Blasenkrebs vorkommen soll. Und weiter ist wiederholt darauf hingewiesen, daß an Trichinose erkrankte gewesene Menschen, in deren Geweben sich die Trichine abgekapselt hat, an Krebs erkrankt seien, und zwar habe sich die Geschwulst in der Nähe dieser Wurmerde entwickelt. Es kommt also vor, daß beim Menschen Würmer die auslösende Ursache sein können, es ist aber nicht die Regel.

Was dürfen wir nun für die Erforschung des Krebsproblems am Menschen aus den Versuchen des Kopenhagener Forschers entnehmen? Bei der großen Reinflichkeit der Lebensvorgänge spricht eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß ein chemischer Stoff, der in dem Körper kreist, die Erkrankung verursacht. Ein unbekannter chemischer Stoff, der fortbauend neu erzeugt wird, sei es von den lebendigen Zellen selbst in irgend einem Organ, sei es von einem lebenden Wesen, das in den Körper eingebracht ist und seine Giftstoffe den Körperflüssigkeiten übergibt. Diese Stoffe im Blut nachzuweisen ist wohl die erste Aufgabe forschender Tätigkeit. Ihr Nachweis ist schwierig, denn es sind Stoffe, an denen heute noch die Kunst des Chemikers zu scheitern wird. Und dann handelt es sich um eine zweite große Frage: woher stammen sie? Fabriziert sie der Körper selbst oder ein eingedrungenes Lebewesen? Ein Bakterium, ein Pilz, ein Wurm?

Und eine weitere Frage: Welche Rolle spielen die äußeren Reize, Druck, Stoß, Quetschung, Röntgenstrahleneinwirkung? Diese Frage wird sich leichter erledigen lassen. Die letzte und dringendste Frage aber, nach deren Lösung wir fehnfüchtig verlongen, lautet: Wie beseitigen wir die gefährliche Giftbildung, und wenn ein Schmarotzer schuld sein sollte, wie beseitigen wir ihn und bringen damit die Erkrankung zum Stillstand und zur Heilung?

Solange wir das nicht wissen, müssen wir weiter versuchen, die heutigen Mittel zur Heilung anzuwenden, die Operation, die mit Stumpf und Stiel alles Kranke mit dem Verdächtigen entfernt, oder das Mittel, das neuerdings anscheinend mit Erfolg versucht wird, die Bestrahlung mit Radium und Mesothorium.